

Krieg und Elend verschont auch die Kinder nicht

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **79 (1970)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

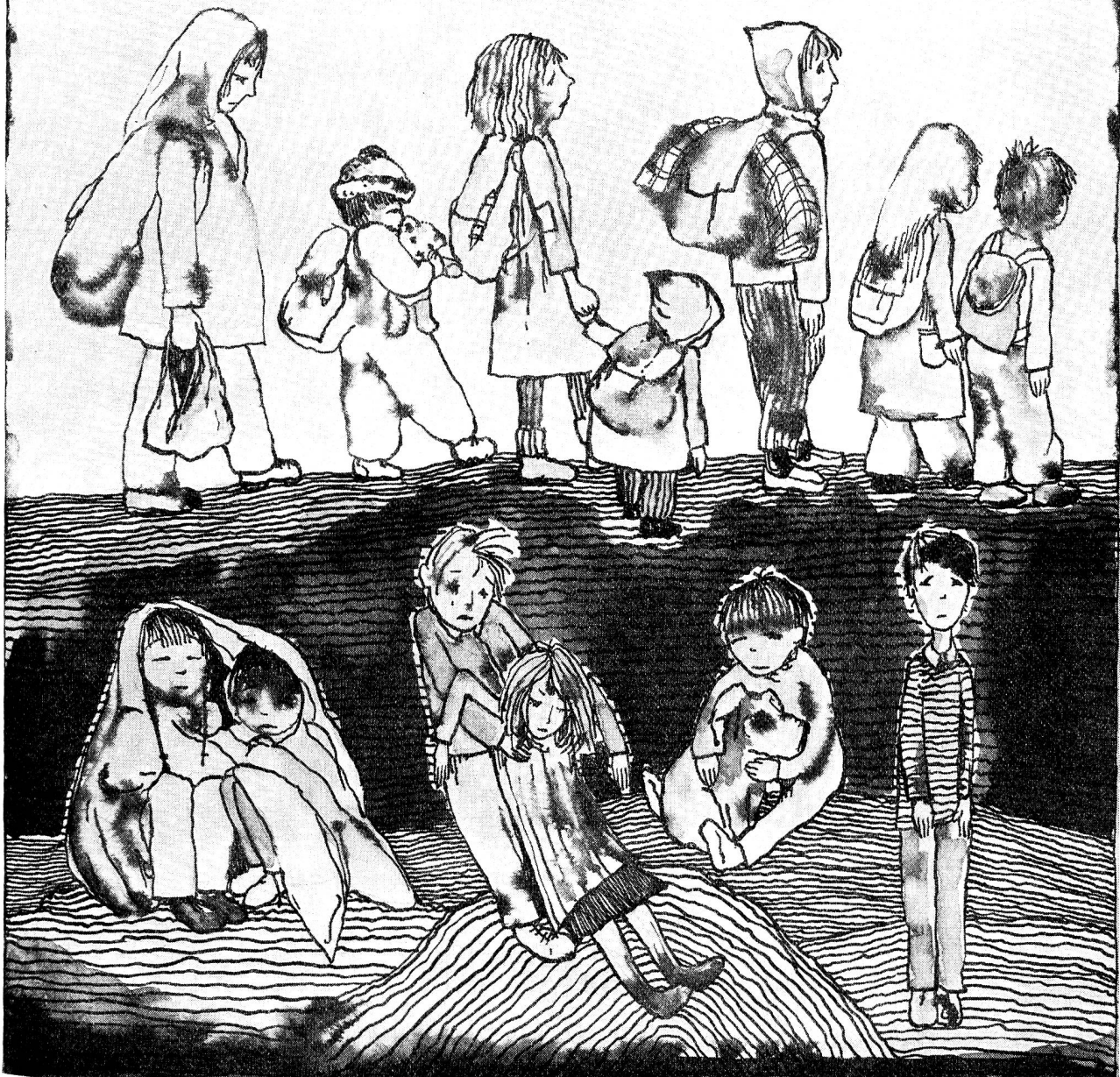
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KRIEG UND ELENID

VERSCHONT AUCH
DIE KINDER NICHT



Die Welt wird von Krieg und Elend erschüttert. Es gibt Augenblicke, da droht sie aus den Fugen zu geraten. Das war gestern, das ist heute, und das wird morgen so sein. Diese schmerzliche Wirklichkeit berührt uns alle, selbst dann, wenn sich unser Leben in den sicheren Bahnen einer Wohlstandsgesellschaft bewegt. Kinder werden geboren. Sie werden gross und wachsen in ihre Pflichten hinein. Sie müssen das Leben eines Tages meistern, Verantwortung tragen für das, was auf der Welt geschieht, auch für Kriege, Hunger und Elend. Es ist sinnlos und falsch, ihnen Augen und Ohren vor dem Bösen verschliessen zu wollen. Sie sollten Zugang zur ganzen und unverfälschten Wirklichkeit haben und sich dennoch ein heiles Weltbild bewahren, das sie wegweisend durch alle Unbill hindurchgeleitet. Diese Forderung gilt auch für das Kinder- und Jugendbuch. Sie rechtfertigt das Thema Krieg und Not. Doch die unbarmherzige Darstellung des Grauens und des Elends darf nicht Selbstzweck sein. Das Grundthema muss auch hier «Menschlichkeit» heissen: eine Menschlichkeit, die sich weder durch Ideologien, noch durch Gesetze und Befehle knechten lässt. In dem Gedichtband «Die Stadt der Kinder», den Hans-Joachim Gehlberg im Verlag Georg Bitter, Recklinghausen, herausgebracht hat, steht ein Gedicht von Eva Rechlin, das den Titel trägt «Der Frieden». In ihm ist ausgesprochen, was jeden Autor bewegen muss, wenn er ein Kinderbuch über Judenverfolgung, Hunger oder Krieg schreibt:

*Die Angst vor Streit und Hass und Krieg
lässt viele oft nicht ruhn.*

*Doch wenn man Frieden haben will,
muss man ihn selber tun.*

*Der Frieden wächst, wie Rosen blühen,
so bunt, so schön und still.*

*Er fängt bei uns zuhause an,
bei jedem, der ihn will.*

*Vom Frieden reden, hilft nicht viel,
auch nicht, dass man marschiert.*

*Er kommt wie Lachen, Dank und Traum,
schon wenn man ihn probiert.*

*Man braucht zum Frieden Liebe,
natürlich auch Verstand,*

*und wo es was zu heilen gibt:
jede Hand.*

Das sind einfache Worte. Ein jeder versteht sie. Auch die Kinder, an die sich das Gedicht wendet. In diesem Bemühen lässt sich selbst in Kriegen Gutes säen.

Die Lektion

In der Welt geschieht manches, das uns schuldig werden lässt an unseren Mitmenschen, selbst dann, wenn sich das Geschehen weit fort in einem anderen Land, auf einem anderen Kontinent abspielt. Manchmal besteht unsere Schuld nur in einem feigen Schweigen, oder aber die Erkenntnis unserer Ohnmacht will uns lehren, dass ein Protest sinnlos ist. Die ausgewählte Stelle aus dem Buch von Hans Peter Richter «Damals war es Friedrich» (Sebaldus-Verlag, Nürnberg), handelt vom Mut eines Menschen, der versuchte, die anderen Menschlichkeit zu lehren. Doch einem solchen Verhalten begegnete der Judenknabe Friedrich selten. Er war ein Ausgestossener, Verachteter, damals, zu jener Zeit, da man in Deutschland die Juden peinigete und in einen qualvollen Tod trieb. Ohne Anklage und beinahe verhalten nüchtern schildert der Verfasser die traurige Geschichte des Buben, der sich nach Kameradschaft und Liebe sehnte und den der Tod erwartet. Zurück bleibt Mitleid und Bitternis darüber, dass so etwas jemals geschehen konnte. Der Eindruck ist nachhaltig. Man vergisst das Gelesene nicht wieder, und das ist gut; denn vielleicht ringt sich auf diese Weise aus dem Schweigen der Mut zum Widerstand.

Die Schulglocke läutete.

Mit dem letzten Ton klappte Lehrer Neudorf das Buch zu und erhob sich. Langsam, nachdenklich, schritt er auf uns zu. Erst räusperte er sich, dann sagte er: «Der Unterricht ist zu Ende. — Aber bleibt bitte noch eine kurze Zeit hier; ich möchte euch etwas erzählen. — Wer jedoch keine Lust hat, kann schon nach Hause gehen.»

Wir schauten einander fragend an.

Lehrer Neudorf trat an das Fenster. Uns drehte er den Rücken zu. Aus der Jackentasche zog er seine Pfeife und begann sie zu stopfen. Dabei betrachtete er die Bäume auf dem Schulhof.

Geräuschvoll räumten wir unsere Sachen zusammen. Wir legten die Mappen und Ranzen bereit. Aber niemand verliess die Klasse. Wer fertig war, wartete.

Umständlich entzündete Lehrer Neudorf seine Pfeife. Geniesserisch paffte er einige Züge gegen die Scheiben. Danach erst wandte er sich um. Er überblickte die Sitzreihen. Als er sah, dass noch alle Plätze besetzt waren, nickte er uns lächelnd zu.

Alle Augen richteten sich auf Lehrer Neudorf. Wir schwiegen. Vom Flur her hörten wir den Lärm der anderen Klassen. In einer der hintersten Bänke scharrte jemand mit den Füßen.

Lehrer Neudorf ging bis zur vordersten Reihe. Mit glühender Pfeife setzte er sich auf eines der Schreibpulte. Während er an seiner Pfeife sog, schaute er einen nach dem andern an. Den Qualm blies er über unsere Köpfe weg zum Fenster hin.

Wir Schüler starrten voller Spannung und Erwartung auf den Lehrer. Endlich begann er ruhig und leise zu sprechen: «Ihr habt in der letzten Zeit viel von Juden gehört, nicht wahr? Heute habe auch ich einen Grund, zu euch über Juden zu reden.»

Wir nickten und beugten uns vor, um besser lauschen zu können. Einzelne stützten das Kinn auf ihre Schultaschen.

Man hörte nichts mehr.

Lehrer Neudorf stiess eine blaue Wolke duftenden Rauches zur Decke empor. Nach einer Pause begann er wieder: «Vor zweitausend Jahren lebten alle Juden in dem Lande, das heute Palästina heisst; die Juden nennen es Israel.

Die Römer beherrschten das Land durch ihre Statthalter und Landpfleger. Aber die Juden mochten sich der Fremdherrschaft nicht beugen. Sie empörten sich gegen die Römer. Die Römer schlugen den Aufstand nieder und zerstörten im Jahre 70 nach Christus den Tempel zu Jerusalem. Die Aufrührer verbannten sie nach Spanien oder an den Rhein. Ein Menschenalter später wagten die Juden wieder eine Erhebung. Diesmal machten die Römer Jerusalem dem Erdboden gleich. Die Juden mussten fliehen oder wurden vertrieben. Sie verteilten sich über die ganze Erde.

Viele brachten es zu Wohlstand und Ansehen, bis man zu den Kreuzzügen aufrief.

Ungläubige hatten das Heilige Land erobert und verwehrten den Zugang zu den Gedenkstätten der Christen. Wortgewaltige Prediger forderten die Befreiung des Heiligen Grabes; Tausende von Entflammten sammelten sich zum Kreuzzug.

Einige aber erklärten: «Was nützt es, wenn wir gegen die Ungläubigen im Heiligen Land ausrücken, solange auch noch Ungläubige mitten unter uns leben!»

Damit begann die Verfolgung der Juden. An vielen Orten trieb man sie zusammen, mordete und verbrannte sie. Unter Zwang schleppte man sie zur Taufe; wer sich nicht taufen liess, wurde gefoltert. Zu Hunderten nah-

men sich die Juden selber das Leben, um dem Gemetzel zu entgehen. Wer fliehen konnte, floh.

Als die Verfolgung vorüber war, liessen verarmte Fürsten ihre jüdischen Untertanen gefangensetzen und ohne Gerichtsurteil hinrichten, um sich an ihren Besitztümern zu bereichern.

Wieder flüchteten viele Juden. Diesmal nach Osten. In Polen und Russland fanden sie eine neue Bleibe. Aber im vorigen Jahrhundert begann man auch dort, sie zu quälen und zu verfolgen.

Die Juden mussten in sogenannten Ghettos, den Judengassen, wohnen. Sie durften keine ehrlichen Berufe ergreifen; Handwerker konnten sie nicht werden. Haus- und Grundbesitz zu haben, war ihnen verboten. Nur im Handel und Geldverleih durften sie sich betätigen.»

Lehrer Neudorf legte seine erloschene Pfeife in die Rille für Federhalter und Bleistifte. Schweigend stieg er vom Pult. Nachdenklich wanderte er durch den Klassenraum. Bevor er weitererzählte, putzte er seine Brille.

«Das Alte Testament der Christen ist auch die Heilige Schrift der Juden; sie nennen es Thora, das heisst, die Lehre.

In der Thora ist niedergeschrieben, was Gott dem Moses geboten hat. Die Juden haben viel über die Thora und ihre Gebote nachgedacht. Wie die Gesetze der Thora zu verstehen sind, das haben sie in einem anderen, sehr grossen Werk — dem Talmud, das heisst ‚Das Lernen‘ — niedergelegt.

Die strenggläubigen Juden befolgen noch heute die Regeln der Thora. Und das ist nicht leicht; sie verbieten beispielsweise sogar, am Sabbath ein Feuer anzuzünden, oder Fleisch von unreinen Tieren, wie Schweinen, zu essen.

In der Thora ist den Juden ihr Schicksal vorhergesagt: Wenn sie die göttlichen Gebote verletzen, werden sie verfolgt und müssen fliehen, bis der Messias sie in ihr gelobtes Land zurückführt und dort unter ihnen sein Reich errichtet.

Weil sie nicht glaubten, dass Jesus der wahre Messias sei, weil sie ihn für einen Betrüger hielten, wie es deren schon andere gegeben hatte, deshalb haben sie ihn gekreuzigt. Und das haben ihnen viele bis heute nicht verziehen; sie glauben die unsinnigsten Dinge, die über Juden verbreitet werden. Einige warten nur darauf, die Juden wieder verfolgen und peinigen zu können.

Es gibt viele Menschen, die Juden nicht mögen: Die Juden kommen ihnen fremd und unheimlich vor; man traut ihnen alles Schlechte zu, nur weil man sie nicht genügend kennt!»

Aufmerksam folgten wir der Erzählung. Es war so still, dass wir Lehrer Neudorfs Schuhsohlen knarren hörten. Alle schauten ihn an; nur Friedrich blickte vor sich hin auf seine Hände.

«Man wirft den Juden vor, sie seien verschlagen und hinterlistig! Wie sollten sie es nicht sein?

Jemand, der immer fürchten muss, gequält und gejagt zu werden, muss schon sehr stark in seiner Seele sein, wenn er dabei ein aufrechter Mensch bleiben will.

Man behauptet, die Juden seien geldgierig und betrügerisch! Müssen sie das nicht sein?

Immer wieder hat man sie beraubt und enteignet, immer wieder mussten sie auf der Flucht alles zurücklassen, was sie besaßen. Sie haben erfahren, dass Geld das einzige Mittel ist, mit dem sie sich notfalls Leben und Unversehrtheit erkaufen können.

Eines aber müssen selbst die ärgsten Judenfeinde zugeben: Die Juden sind tüchtig!

Nur Tüchtige können zweitausend Jahre Verfolgung durchstehen. Indem sie mehr und Besseres leisteten als die Menschen, unter denen sie lebten, errangen sich die Juden immer wieder Ansehen und Geltung. Viele grosse Gelehrte und Künstler waren und sind Juden. Wenn ihr heute oder morgen erlebt, wie man die Juden missachtet, dann bedenkt eines: Juden sind Menschen, Menschen wie wir!»

Ohne uns anzusehen, nahm Lehrer Neudorf seine Pfeife. Er kratzte die Asche aus dem Pfeifenkopf und brannte den restlichen Tabak neu an. Nach einigen Zügen fragte er: «Nun wollt ihr sicher wissen, warum ich euch das alles erzählt habe?»

Er stellte sich neben Friedrichs Platz und legte Friedrich seine Hand auf die Schulter.

«Einer von euch wird unsere Schule verlassen. Friedrich Schneider soll unsere Schule nicht mehr besuchen; er muss in eine jüdische Schule überwechseln, weil er jüdischen Glaubens ist.

Wenn Friedrich in eine jüdische Schule muss, dann ist das keine Bestrafung, nur eine Veränderung. Ich hoffe, ihr versteht das und bleibt Friedrichs Freunde, so wie ich sein Freund bleibe, wenn er auch nicht mehr meine Klasse besucht. Vielleicht wird Friedrich gute Freunde brauchen.»

Lehrer Neudorf fasste Friedrich bei den Schultern, und er drehte ihn so, dass Friedrich ihn anschauen musste.

«Ich wünsche dir alles Gute, Friedrich!» sagte der Lehrer, «und auf Wiedersehen!»

Friedrich senkte den Kopf. Leise antwortete er: «Auf Wiedersehen!»

Mitten in der Nacht

Am Anfang des Buches «Sternkinder», erschienen im Verlag Cecilie Dressler, Berlin, steht die Widmung: «Dir widme ich dieses Buch, kleiner Sternjunge, der in der Hölle auf der Mundharmonika spielte». Der Titel lässt vielleicht auf ein Märchen schliessen, doch er schmeckt bitter, wenn man weiss, worum es der Holländerin Clara Asscher-Pinkhof geht. Sie erzählt vom grausamen Schicksal der Judenkinder. Geben wir mit den Worten Erich Kästners einen Einblick in die Geschichte dieses Buches: «Die Sternkinder, von denen berichtet wird, sind keine Märchenfiguren, sondern kleine holländische Mädchen und Jungen mit Hitlers Judenstern auf dem Schulkleid und der Spielschürze. Es gibt grausame, entsetzliche Märchen, aber die Grausamkeit und das Entsetzen in diesem Buch sind nicht erfunden, sondern echt. Was erzählt wird, sind Tatsachen. Das alles ist tatsächlich geschehen. Es handelt sich um herzerreissende Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts...»

Clara Asscher-Pinkhof nimmt die Schicksale der Sternkinder, ohne sie in den Bereich konkreter Tatsachen zu stellen. Da bleibt alles namenlos, da werden die Begriffe von Raum und Zeit gemieden. Auf diese Weise entsteht trotz allen Bezuges auf die Wirklichkeit ein dichterisches Werk von allgemeiner Gültigkeit, das einen Tatsachenbericht meilenweit überragt.

Nachdem sie ein paar Stunden geruht hatten, stehen die Leiter der Kinderbaracke auf und schleichen sich leise in den Essraum. Die Liste ist gekommen.

Schweigend lesen sie. Bei manchen Namen kann der eine oder andere einen gepressten Schreckenslaut nicht unterdrücken. Jetzt dürfen sie ihr Entsetzen noch äussern.

Wenn sie gleich den Kindern packen helfen, die Kleinen anziehen und Butterbrote einwickeln, dürfen sie sich mit keinem Blick verraten. Die Kleinen sollen an einen Ausflug denken und die Grossen an eine bessere Zukunft, die sie erwartet.

Jeder geht in den Raum, der sein Raum ist und dessen Kinder seine Kinder geworden sind. Jeder hat nachgezählt, wieviel von seinen Kindern auf der Liste stehen. Morgen und übermorgen werden viele, viel zu viele Betten leerstehen, und dann werden neue Kinder im Lager eintreffen und die Lücken wieder füllen. Doch

was hilft das? Ihre Kinder, die jetzt noch im Saal unter ihrer Obhut schlafen, sollen ihnen aus den Armen gerissen werden. Wohin? Wohin? Wenn sie wenigstens hoffen könnten . . .

Das Schluchzen muss aufhören. Es muss aufhören. Muss. Muss. Es kann einer innen von Schmerzen wund und zerrissen sein, aber er darf es nicht zeigen. Er muss die Kraft und die Ruhe haben, die Kinder zu wecken, als sei es Morgen und Zeit zum Aufstehen. Es muss sein. Es gibt keinen anderen Ausweg.

«Aber ich bin so müde . . .»

«Liebchen, du musst aufstehen. Bestimmt, du musst . . .» Plötzlich stemmt sich das Mädchen hoch und reisst die Augen auf.

«Aufstehen? Mitten in der Nacht? Ist es Montag nacht?»

«Ja.»

Sie ruft: «Ich will nicht, ich will nicht!» Ihr schriller Jammerlaut erstickt an der warmen Schulter.

Die Kinder, die nicht auf der Liste stehen, dürfen nicht aufwachen. Darum müssen die anderen leise geweckt werden, nicht durch einen Schreckensschrei. Die Frau streichelt leise den Kopf und stammelt hilflose Worte, die nichts ändern können. Als sich das verkrampfte Gesicht endlich von ihr löst und die jungen Hände ergeben mit den Vorbereitungen für den unvermeidlichen Abschied beginnen, lässt sie sich von dem hohen Bett hinuntergleiten und klettert in den nächsten, dritten Stock, um eine andere Schläferin zu wecken.

Das ist in dieser Nacht ihre Arbeit. Sie muss halbwüchsige Mädchen aus tiefem Schlummer rütteln und sie in eine unerträgliche Wirklichkeit hineinstellen. Sie muss mit ihrer Schulter Schreie dämpfen, weitergehen und wieder einen Traum zerstören.

Dann weckt sie die jüngeren Kinder, die nicht allein fertig werden können. Sie werden in viele Kleider gesteckt, stehen schläfrig und teilnahmslos und lassen alles mit sich geschehen. Sie haben gewusst, dass es eines Tages kommen würde, aber an den heutigen Tag haben sie nicht gedacht. Es musste kommen, früher oder später, aber sie sind so müde . . .

Ein kleines Mädchen von sechs Jahren schlägt die Augen auf und weiss sofort Bescheid. Wild stösst sie die Decke fort und ruft immer wieder:

«Mammi, Mammi! Ich will nicht nach Polen.»

Die Mutter ist irgendwo. Vielleicht schon in Polen, vielleicht überhaupt nicht mehr auf der Welt. Sie kann nicht helfen, selbst wenn der verzweifelte Schrei ihres kleinen Mädchens sie augenblicklich in die Kinderbaracke brächte.

Oder doch? Dieses Mal werden ja nur Kinder fortgeholt, die ohne Mütter im Lager sind... Aber wie könnte die Mutter die Stimme vernehmen, die nach ihr ruft, da die Welt erfüllt ist von Kinderjammer? Vom flehentlichen Verlangen nach Hilfe, die nicht kommt...?

Im Saal daneben laufen die grossen Jungen blass und verbissen hin und her. Die fort müssen, suchen ihre Sachen zusammen und erbitten und erhalten, was sie notwendig brauchen. Die grossen Mädchen, die dableiben dürfen, helfen beim Anziehen der Kleinen. Sie suchen einen Ausweg aus ihrer Not, indem sie sich beschäftigen. Sie schreiben Namen auf Rucksäcke und Essnäpfe, ziehen neue Papiersenkeln in die Schuhe, greifen überall zu und raten beim Einpacken. Wenn die Gesichter nicht so bleich wären, könnte man an Vorbereitungen zu einem Ausflug denken.

Die kleinen Jungen, unbeholfener als die Mädchen, warten geduldig, bis ihnen jemand beisteht. Plötzlich lacht einer hell in die Stille, weil er sich in seinem dicken Zeug so unförmig vorkommt. Er steckt die anderen an. Sie betrachten sich, kichern und beginnen an ein Abenteuer zu denken. Das Wort Transport, bis jetzt ein Schrecken, verliert seine Drohung in dem Augenblick, da die Realität heranrückt.

Sie selber gehen nun auf den Transport, sie sind dabei und werden endlich ergründen können, was es eigentlich damit auf sich hat.

Er ist mein Freund!

Der Titel des Kriegsbuches von Jaap ter Haar heisst kurz und bündig «Boris» (Westermann-Verlag). Wenn man dieses Buch als eines der ehrlichsten und menschlichsten Kriegsbücher bezeichnet, das sich je seinen Weg zum jugendlichen Leser bahnte, so verheisst man wahrlich nicht zu viel. Die Geschichte spielt in Leningrad im Dezember 1942. Es wütet der Krieg, es zehrt der Hunger an den Menschen, es peinigt sie die Angst vor dem Morgen. In dieser Zeit des Grauens wächst Boris heran und auch das Mädchen Nadja. Ihnen ist eine fröhliche Kindheit verwehrt; durch ihre

Träume jagt das Gespenst des Krieges. Es ereignet sich viel in diesem Buch, viel Trauriges und Erschütterndes. Doch was über all das entsetzliche und vom Tod gezeichnete Geschehen triumphiert, ist die Haltung der Nächstenliebe, die mitmenschliche Tat, für die es keine Klassierung in Freund und Feind gibt.

Es kostete Boris Mühe, Nadja neben sich zu halten. Vielleicht war es doch besser, wenn sie sich in den Schnee setzten, um Kräfte für das letzte Stück zu sammeln. Als er es gerade vorschlagen wollte, glitt Nadjas Hand aus der seinen.

Erschrocken sah Boris auf. Was war mit ihr?

Nadja machte einen Schritt zur Seite, taumelte hin und her und fiel lautlos in den Schnee. Im gleichen Augenblick kniete Boris neben ihr. «Nadja! Nadja!» Er schrie ihren Namen, schüttelte sie verzweifelt — sie bewegte sich nicht, ihre Augen waren halb geschlossen. «Nadja, bitte, Nadja!» Sie konnte doch nicht einfach so daliegen? Das durfte sie nicht.

Der Wind blies ungestüm über den Boden und wehte Schnee in ihr Haar. Boris versuchte, sie aufzuheben. Schreckliche Angst überfiel ihn. Nadja würde doch nicht sterben wie der alte Mann, der auf dem Trümmerhaufen zusammengebrochen war? Das konnte nicht sein.

«Nadja, Nadja!» sagte er leise und bittend. Nadja, die so tapfer war und wusste, wo die Kartoffeln liegen, durfte nicht sterben.

Zu seiner Erleichterung sah er, dass ihre Lippen sich bewegten. Nadja murmelte etwas, aber Boris wusste mit ihren Worten nichts anzufangen.

Der Horizont mit der grauen Baumreihe verschwand — die weisse Erde war wie eine Buchseite, die umgeblättert wurde. Von weit her kam Boris die Stimme. Nachher würde Nadja ihm antworten. Jetzt wollte sie liegen — liegen und schlafen. Mehr konnte sie jetzt nicht.

Undeutlich spürte sie, wie Boris seinen Arm um sie schlang. Aber sie konnte ihm nicht danken. Die Welt ringsum wurde immer kleiner. Schwarze Flecken tanzten vor ihren Augen. — Da war Mutter, die im Ofen Pyroggen backte; goldbraun zischten sie auf den Blechen. Da war Vater. Seine braunen Augen lachten. Sie gingen an der Newa spazieren. Serjozja hatte ihr seinen Ballon geschenkt. — Da war der grosse Hund von Stipolev, der ihre Lumpenpuppe gefasst hatte und damit weg-rannte.

Nadja versank in Erinnerungen. Es gab keinen Boris mehr, mit dem sie Kartoffeln holen musste, kein sterbendes Leningrad, keine Rübensuppe, die langsam im Schnee versickerte. Die schwarzen Flecken wurden grösser und grösser.

«Nadja!» Boris hatte seinen Mantel aufgeknöpft und den Jutesack herausgezogen. Er versuchte mit aller Kraft, ihn unter Nadja zu schieben, aber es gelang ihm nicht. Was sollte er machen? Verzweifelt sah er sich um. Sie durfte nicht im Schnee liegen bleiben. Er versuchte es wieder mit dem Jutesack. Vergebens. Er schlug eine Ecke ihres Mantels zurück, den der Wind hochgeweht hatte. Was konnte er nur tun? Er wusste, dass Nadjas Leben oder Tod von ihm abhing. Er müsste sie zur Stadt zurücktragen. Aber er konnte sie ja nicht einmal anheben.

«Nadja, bitte!» Wenn sie ihm doch sagen könnte, was er tun sollte! Sie rührte sich nicht. Vielleicht musste er Hilfe haben. Er könnte sie mit seinem Mantel zudecken und sehen, ob irgendwo in der Nähe jemand war.

Boris wollte sich aufrichten und erstarrte vor Schreck nach der ersten Bewegung. Der Atem stockte ihm, er wollte seinen Augen nicht trauen.

Neben ihm im Schnee stand ein Stiefel! Darüber das rauhe Grün einer Uniformhose und der Rand eines weissen Umhangs. Mit schmerzhaft klopfendem Herzen sah Boris höher hinauf. Ueber dem Arm ein Gewehr, der Finger war am Abzug.

Von Angst geschüttelt blickte Boris in das Gesicht eines deutschen Soldaten.

Der Soldat schießt nicht. Auch im Krieg trifft man beiderseits der Front Menschen an, die Menschlichkeit über militärische Gebote stellen, selbst wenn sie wissen, dass es sie das Leben kosten kann. Deutsche Soldaten tragen die beiden Kinder zu den russischen Stellungen. Das Niemandsland ist weit und gefährlich der Weg. Werden die Russen ebenso hochherzig sein? Werden sie glauben, dass Feinde in ihr Lager dringen, nur um zwei Russenkinder zu retten? «Wir nehmen sie gefangen und verhören sie. Ich glaube nicht an die gute Absicht!»

Erschrocken fuhr Boris zusammen. Er merkte, dass der Leutnant zögerte. Nadja klammerte sich an Boris' Arm und sah den Sergeanten verstört an.

«Nein, das dürft ihr nicht,» flüsterte sie. Doch keiner der Erwachsenen im Niemandsland hörte auf sie.

«Glaubt den Schuft nicht!» rief ein Soldat, der schräg hinter Nadja stand. Hass blinkte in seinen Augen.

«Mach sie fertig, Leutnant, mach sie fertig!» So forderte er, während er einen Schritt nach vorn machte und sein Gewehr auf den deutschen Kommandanten richtete. Da sprang Boris zu dem Deutschen. Er stellte sich vor den Feind und hob die Arme in die Luft, als ob er ihn so beschützen könnte.

«Nicht schießen!» schrie er mit überschnappender Stimme. «Nicht schießen! Sie haben uns gerettet!»

Die Stille war erdrückender als vorher. Keiner wagte etwas zu sagen. Keiner rührte sich.

«Hierher!» befahl der Leutnant.

Boris gehorchte nicht. Er blieb dicht vor dem Deutschen stehen. Er fühlte, wie eine wilde, heisse Wut in ihm aufstieg. Tränen um die Angst, den Hass und die Ungerechtigkeit aller stand in seinen Augen.

«Nadja lag im Schnee!» schrie er den Russen zu. «Sie hat nicht mehr geantwortet. Ich konnte sie nicht tragen. Ich habe es versucht, aber ich konnte nicht!» Er zeigte auf den Mann hinter sich. «Der hier — der hier hat sie getragen. Er ist mein Freund!» Halb von Sinnen schlug sich Boris auf die Brust. «Mein Freund!» Habt ihr gehört? Mein Freund!» Die Tränen rollten ihm über die Wangen.

Nadja ging zu ihm. «Boris — Boris —» Sie wollte ihn beruhigen. Boris zitterte von Kopf bis Fuss.

Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter. Er wandte das Gesicht dem Kommandanten zu. Durch seine Tränen sah er, wie der grosse Mann ihn anlächelte, und die Angst verschwand aus seinen Augen.

Dann drehte sich Boris zum Leutnant um. Die undurchdringliche Härte in dessen Gesicht war der Verwundung gewichen. Der Soldat, der hatte schießen wollen, stocherte mit dem Lauf seines Gewehres hilflos im Schnee; andere Soldaten starrten auf den Boden. Der Sergeant sah Nadja an. Minutenlang war kein Laut zu vernehmen. Der Leutnant winkte dem Dolmetscher. «Sag ihnen, dass sie gehen können, Iwan Petrowitsch!» Er zögerte und suchte nach Worten. «Sag ihnen, dass wir ihnen danken. Es wäre schrecklich, würden wir in diesem Krieg alle Menschlichkeit verlieren.»

Der Dolmetscher übersetzte die Worte.

Die beiden deutschen Soldaten wollten kehrtmachen, doch ihr Kommandant blieb stehen.

«Einen Augenblick noch.» Er nahm den Tornister vom Rücken und hockte sich zu Boris und Nadja.

«Hier,» sagte er, und gab jedem etwas Brot und Wurst.

Tien Pao und der Flieger

Meindert de Jong, der heute in den Vereinigten Staaten lebende Holländer, hat zahlreiche Auszeichnungen, insbesondere die Hans-Christian-Andersen-Medaille, den sogenannten Nobelpreis für Kinderliteratur, für seine Bücher erhalten. Er bringt das Kunststück fertig, eine unbedeutende Begebenheit aus dem Alltag mit so viel innerer Spannung auszustatten, in solch meisterhafter, echt dichterischer Sprache zu schreiben, dass man, gleichgültig, ob jung oder alt, seine Geschichten mit grösster Anteilnahme liest. Eines seiner schönsten Bücher ist «Tien Pao, ein Chinesenjunge», erschienen im Verlag Hermann Schaffstein, Köln. Als Kriegsbuch wird man die Geschichte des kleinen Buben, der mit seinem Schweinchen «Ruhm-der-Republik» allein durch die Fremde zieht und seine Eltern sucht, wohl kaum bezeichnen, auch wenn sie während des japanisch-chinesischen Krieges in den vierziger Jahren spielt. Während eines Unwetters reisst sich das Wohnboot, in dem Tien Pao mit seinen Eltern und seinem Schwesterchen lebte, vom Ufer los. Es treibt auf dem Strom dahin. Niemand ist in dem Boot als Tien Pao und seine Tiere. Tien Pao findet den Heimweg nicht mehr und irrt mit seinem Schweinchen umher, während der Krieg im Lande tobt und Scharen von Flüchtlingen einen sicheren Unterschlupf suchen. Der kleine Bub hat ein gutes Herz und viel Zuversicht. Das zeigt sich deutlich in der Begegnung mit dem verwundeten amerikanischen Flieger, für den der Chinesenjunge sorgt wie ein erwachsener Mann, dem die Nöte des Lebens vertraut sind.

Sie sassen nun da und grinsten einander an. Wie sollten sie sich sonst verständlich machen? Der Flieger begann dann, den Blätterhaufen wieder aufzuwerfen. Tien Pao aber legte sich mit einem Seufzer der Erschöpfung zurück. Er lachte zufrieden. Er war ja gerettet und fühlte sich bei seinem Flieger sicher.

Doch mit einmal war es kein Lachen mehr, Tien Pao weinte. Er fühlte sich zwar gerettet, aber er konnte die Tränen nicht zurückhalten. Beschämt wandte er das Gesicht ab, griff nach dem Schweinchen und drückte es an seine Brust. Damit suchte er sein Schluchzen zu ersticken.

Tien Pao wusste nicht, dass die Tränen die natürliche Reaktion auf die furchtbare Gefahr waren, aus der er sich plötzlich gerettet sah. Der Flieger aber wusste das.

Er streckte den Arm aus, schob das Schweinchen behutsam weg und nahm Tien Pao auf den Schooss. Er wiegte das schluchzende Kind wie eine Mutter. Und in der weichen Stimmung nach plötzlicher Errettung aus Todesgefahr sagte er leise, wie Mütter ihr Kind beruhigen: «Ich weiss ja. Ich weiss gut, wie dir zumute ist, mein kleiner Kerl. Du brauchst dich nicht zu schämen. Ich weiss, wie das ist, wenn auf einen geschossen wird.»

Tien Pao verstand nichts, aber die leise Stimme tat ihm gut, und nun konnte er wieder lächeln. Da tippte der Flieger mit dem Finger auf Tien Paos leeren Bauch, und das sollte heissen: «Hast du gegessen?»

Tien Pao schüttelte den Kopf, nahm ein Blatt und kaute darauf. Der Flieger verstand ihn und wühlte in seinen Taschen. Tien Pao konnte seinen Blick von der suchenden Hand nicht abwenden. Endlich zog der Flieger einen Riegel Schokolade aus einer seiner vielen Taschen. Er brach ein Stück ab und gab es Tien Pao. Er schien auch drauf und dran zu sein, «Ruhm-der-Republik» ein Stückchen anzubieten, verzog dann aber das Gesicht zu einem lustigen Grinsen, schob dem Schweinchen eine Handvoll Laub zu und steckte die Schokolade dem Jungen in die Hand.

Tien Pao hielt das zweite Stückchen Schokolade fest umklammert, während er am ersten lutschte. Ganz langsam liess er es im Munde schmelzen und seine Süsse durch die Kehle fliessen. Nie in seinem Leben hatte er etwas so Wundervolles gegessen. Nach dem ersten Stückchen leckte er sich geniesserisch die Lippen ringsherum. Und dann war noch das zweite. Damit machte er es genauso: Ganz langsam im Munde zergehen und all die Süsse unendlich langsam durch die Kehle in den leeren Magen gleiten lassen. Dabei schloss er die Augen vor Behagen. Schliesslich war die Schokolade aufgegangen. Wie gern hätte er um mehr gebeten, ja sein Magen schrie geradezu nach mehr. Aber er bat nicht, denn er vermutete, dass der Riegel Schokolade alles war, was der Flieger bei sich hatte. Und davon durfte man in den kommenden Tagen und Nächten nur ab und zu ein Bröckchen abbrechen.

In ihren gemeinsamen Tagen und Nächten! Ach ja, er war nun nicht mehr allein. Mit einem weichen Lächeln blickte Tien Pao zu seinem Flieger auf. Der legte ihm den Arm um die Schultern. Er verstand den Jungen. Dazu bedurfte es keiner Worte.

Beide zuckten gleichzeitig zusammen und setzten sich gespannt auf, als unten im Tal das Rumpeln wieder einsetzte. Das konnte nur bedeuten, dass die Japaner die

Suche aufgegeben hatten. Die Kolonnen waren also auf der Talstrasse wieder unterwegs. Die beiden sahen einander an, und Tien Pao machte schon den Mund auf, um etwas zu sagen, doch der Flieger legte ihm die Hand auf die Lippen. Sicher sollte das heissen, dass eine Falle zu befürchten war und dass sie noch immer vorsichtig sein mussten. Nicht alle Japaner brauchten ja weitergezogen zu sein. Trotzdem seufzten Tien Pao und der Flieger erleichtert auf.

Das Gefühl der Sicherheit war in Tien Pao so gross, dass er irgendwie deutlich machen musste, was er empfand. Er musste dem Flieger sagen, dass sie nun bald zusammen weitergehen könnten. Er schloss die Augen wie zum Schlaf und zeigte darauf. Das sollte Nacht bedeuten. Dann liess er die Finger an seinem hochgezogenen Bein bis zum Knie hinauf- und auf der andern Seite wieder hinunterklettern. Das sollte heissen, dass sie beide gemeinsam weiterziehen müssten, sobald die Nacht über die Höhen und Tiefen des Uferlandes kam.

Der Flieger machte ein besorgtes Gesicht. Er zog Tien Pao näher heran und betrachtete sich die Wunde an der Wange. Mit einer kurzen Kopfbewegung machte er klar, dass die Wunde nicht schlimm war. Dann schob er ein Hosenbein hoch und zeigte Tien Pao eine grosse Brandwunde, die bereits stark entzündet war. Er liess auch seine Finger klettern, zeigte auf das wunde Bein und schüttelte den Kopf und das hiess, dass er nicht laufen könnte. Dazu stöhnte er und fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen, was wohl bedeuten sollte, dass er brennenden Durst und vielleicht auch Fieber hatte.

Tien Pao nickte wieder und wieder, um zu zeigen, dass er verstanden hatte. Er begab sich gleich daran, aus Laub ein Lager zu bereiten. Dann machte er dem Flieger Zeichen, dass er sich niederlegen und schlafen sollte. Die eigenen Augen riss er weit auf, um dem Flieger klarzumachen, dass er wachen würde. Der Flieger nickte eifrig und streckte sich lang aus. Fast im selben Augenblick war er eingeschlafen.

Tien Pao setzte sich neben ihn und wachte. Er war ständig bereit, dem Schläfer die Hand auf den Mund zu legen. Der Flieger warf sich unruhig hin und her und sprach dann vielleicht im Schlaf.

Niemand aber durfte sprechen hören! Tien Pao fühlte sich glücklich, dass er wachen und helfen durfte. Er war ja nicht mehr allein. Und nichts durfte sie trennen, ehe sie in Hengyang waren.

Wir reden nur von Krieg

Bücher vom Krieg sind heikel, insbesondere wenn sie für Jugendliche geschrieben werden, deren Weltbild noch nicht derart geformt ist, dass sie sich von der vielleicht parteiischen Stellungnahme eines Autors lösen und zu einer objektiven Beurteilung durchbringen können. Wenn es sich um Kriege handelt, deren Ende auch in unserer Zeit nicht abzusehen ist, die immer noch den Zeitungen Stoff für Schlagzeilen liefern, ist die Gefahr einer Parteienabgabe um so bedrohlicher. Winfried Bruckner hat in seinem Buch «Aschenschmetterlinge», erschienen im Signal-Verlag, Baden-Baden, den Vietnamkonflikt in den Mittelpunkt gestellt. Wer ist Feind, wer ist Freund? Lernen die Menschen einander kennen, so gewinnt diese Frage eine neue Bedeutung. Sie lässt sich nicht mehr mit schablonenhafter Einfachheit lösen, nach der jeder, der im Feindesland wohnt, auch zum vornherein als Feind zu bezeichnen ist. Menschlichkeit bricht sich Bahn über die Grenzen hinweg.

«Wir haben Blumen, die blühen nur einen einzigen Tag», sagte sie, «dann findest du keine Blüten mehr, nur noch den Stengel. Das ist genauso.»

«Du bist ein kleines, verträumtes Biest», sagte Ted, «und Blumen wird es hier bald nicht mehr geben.»

Sie zog fröstelnd die Schultern hoch.

«Ich muss nach Pan sehen», sagte sie.

«Ich trinke aus», sagte er, «so eine Flasche ist das einzige, bei dem man alles vergisst. Man trinkt und trinkt, und es wird immer wärmer, und plötzlich denkt man, es kann einem nichts mehr passieren, und es ist alles in Ordnung.»

«Kommst du noch mit?»

«Wenn du magst», sagte er. «Wenn ich dich nicht zu viel ärgere.»

Er lachte plötzlich, als er ihr gegenüberstand und sah, wie klein sie gegen ihn war, wie eckig, wie ein Bambusrohr neben einem dicken Baum.

«Komisch», sagte er.

«Was ist komisch?»

«Man könnte einander stundenlang Geschichten erzählen. Wie es war, wie du klein warst, welche Spiele du gespielt hast, wie deine Eltern waren. Und ich könnte dir von

zu Hause erzählen, wie ich das erstmal einen Wagen ausgeborgt habe, ich war erst zwölf, und wie ich ausgerechnet im Schaufenster vom Geschäft unseres Nachbarn gelandet bin, mitten unter Konserven, mindestens tausend Konserven waren es. Aber wir erzählen nichts. Wir reden nur von diesem Krieg, der uns beiden gleichgültig ist, aber wir sind eben drin, und wir können nicht mehr heraus. Wie Fliegen in einem Wasserglas.»

Sie gingen nebeneinander, und er hörte ihren leisen Atem.

«Als Kinder haben wir immer Fliegen gefangen und unter ein Glas gesetzt. Und dann haben wir Zigarettenrauch hineingeblasen. Und die Fliege konnte tun, was sie wollte, stillsitzen, wie verrückt umherrennen, fliegen, am Ende war sie doch tot.»

Sie hatten Pan zwischen leeren Munitionskisten und Benzinfässern untergebracht, es war ein etwas merkwürdiges Haus geworden, das eher dem Bau eines Dachses glich. Sie krochen hintereinander in den Bau, und Ted spürte einen Augenblick lang die Schulter Marys und fühlte, wie sie zurückzuckte. Es dauerte einige Zeit, bis er sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte. Pan hatte die Augen offen, es waren trübe, flackernde Augen, er rollte sich abwehrend zusammen, als er Ted sah, und entspannte sich wieder beim Anblick seiner Schwester.

«Hallo, Pan», sagte Ted, «alles in Ordnung?»

«Er hat Fieber», sagte Mary, «aber er hört dich.»

«War eine böse Sache», sagte Ted, «wahrscheinlich hast du gedacht, die Flugzeuge sind nur deinetwegen unterwegs.»

«Vögel», sagte Pan stockend, «es waren viele, grosse Vögel.»

Er redete weiter, aber Ted verstand zu wenig von dieser Sprache, obwohl er in vielen Ländern gekämpft hatte und gelernt hatte, aus dem Tonfall das Wichtigste zu erraten, den Schmerz, den Hass und die Verachtung.

«Was sagt er», fragte Ted.

«Er sagt, die Vögel werden ihn erwischen.»

«Es gibt auch gute Vögel», sagte Ted, «eine ganze Menge. Haben wir alles in der Schule gelernt. Und kein Flugzeug wird ihm etwas tun.»

Sie sprach auf den Jungen ein, und er antwortete müde.

«Er meint, sie sollen ihn in Ruhe lassen», sagte sie.

«Ich schicke ihm Schokolade», sagte Ted.

«Danke», sagte sie.

«Bist du krank?» fragte Ted.

«Nein», sagte Pan, «warum sollte ich krank sein?»

«Wenn ich als Kind krank war, haben sie mir immer Geschichten erzählt. Immer musste jemand an meinem Bett sitzen und Geschichten erzählen.»

«Ich bin kein Kind mehr», sagte Pan.

Ted lachte. «Was sonst?» fragte er.

«Er hat die Bomben mitgemacht. Er war auf den Feldern, als die Bomben fielen. Er hat mehr Tode gesehen als Geschichten gehört.» Marys Augen waren sehr ruhig.

«Glaubst du, dass er da noch ein Kind sein kann?»

«Okay», sagte er, «und du, du bist eine erwachsene Frau, du kannst Kinder haben, du kannst dir ein Haus bauen.»

«Ich will keine Kinder haben», sagte sie, «ich hab es mir überlegt. Niemand sollte Kinder haben, die er dann in den Feldern verstecken muss.»

«Die Vögel», sagte Pan, «ich sehe die Vögel.»

Ted kroch ins Freie und versuchte den Staub aus der Hose zu bekommen.

«Ich muss noch was trinken», sagte er.

«Gute Nacht», sagte sie.

«Eigentlich bist du ganz hübsch», sagte Ted.

«Wirklich?»

«Wirklich», sagte Ted nachdenklich, «wäre schade, wenn du verloren gingst.»

Er wandte sich um, und auf halbem Weg zündete er sich eine Zigarette an, er kämpfte mit der Versuchung, sich umzudrehen und das Mädchen zu sehen, die Kisten, die Benzinfässer und dahinter den Hügel.